

haben gekostet wurde, brachte den heidnischen Fürsten eine große Menge dieses Weins als Geschenk mit. Der König fand das Getränk so delikats, daß er es ihm häufig vorsetzte, die Religion jenes Landes anzunehmen, in dem ein solcher Wein beheimatet sei. Der Missionar behauptete, daß es ihm gelungen wäre, sämtliche Söhne des Dschingiskhan zu Christen zu machen, wenn es ihm nicht an dem guten Wein von Nantes gefehlt hätte.

Eine Bestimmung des berühmten Abbe Sages, des Regenten des französischen Königreichs während der Minderjährigkeit Ludwigs des Kindes, sprach dem Stift von Saint-Paul die Rente von zehn Meckern und ein Fuder Wein zu. „Dieses geschieht“, so heißt es in der Urkunde, „damit die Domherren Gott und Saint Paulus mit mehr Frömmigkeit und Ergebung dienen können.“

Es gibt Weine, die den Namen „ungegorene Weine“ führen, weil sie lange gären und während dieser Zeit besser schmecken, als nachher. Solche Weine sind die von Cheateu-Charlons und von Arbois. Das Gefallen, das Heinrich IV. an ihnen fand, trug viel zu ihrem guten Rufe bei.

„Guter Wein, gutes Latein.“ Dieses Sprichwort verdient eine Bekanntschaft zu sein. Als einstmals ein Präsident des französischen Parlaments einen Bibliothekar suchte, wandte er sich an den Rektor der Universität, der ihm einen jungen Landsmann, namens Baillet, für diesen Posten empfahl. Der Präsident wollte ihn vorher erst kennen lernen und lud ihn zum Essen ein. Baillet erschien und sah sich zu seinem Unbehagen einer Gesellschaft von Herren gegenüber, die ihn auf seine Fähigkeiten zu prüfen beabsichtigten. Einflüßig antwortete er auf ihre Fragen, und als man ihn auf lateinisch anredete und wissen wollte, wie ihm der Wein, der recht schlecht war, munde, entgegnete er in schlechtem Latein „bonus“. Man lachte und schloß aus dieser Antwort, was man schon von Anfang an angenommen hatte, daß der Kandidat ein Dummkopf sei. Beim Nachtisch wurde ein besserer Wein serviert, und um sich von neuem ein Vergnügen zu machen, stellte man an ihn die gleiche Frage nach der Güte des Weines. Baillet antwortete: „Bonum!“ — „O, sieh da“, riefen die Herren voller Erstaunen, „Sie sind ja mit einem Male ein guter Lateiner geworden.“ „Ja, ein guter Wein, ein gutes Latein“, entgegnete Baillet lakonisch, und er erhielt den Posten.

Watomai, König der Wanjoro

Die drei heiligen Milchmädchen, der königliche Hofschmeichler und der Hofschimpfer.

Von Harris Brackett • Buenos Aires.

Von jeher ist es Grundgesetz englischer Kolonialpolitik gewesen, die eingeborenen Fürsten in Amt und Würden zu belassen, so lange sich die farbigen Potentaten der britischen Vorherrschaft fügen. Nur ungenügend ein Kolonialgouverneur in die inneren Angelegenheiten des Basallen und Scheinherrschers ein, und ein triftiger Grund muß vorliegen, wenn England dem farbigen Monarchen einen Befehl oder eine Rüge erteilt.

Watomai, der schwarze Beherrscher der zwischen Viktorien- und Albertsee wohnenden Wanjoro, hat zu einem derartigen Einschreiten Veranlassung gegeben, denn die dunkle Majestät spielte in letzter Zeit nur allzu gern mit den Köpfen, Ohren und Händen ihrer treu ergebenen Untertanen, und der königliche Hofschmeichler hatte allen Grund, über zu starke Beanspruchung seines Schmeichlers zu klagen.

Die vom königlichen Zorn verfolgten Uebelthäter rekrutierten sich hauptsächlich aus den Kreisen der Hofmusiker und der staatlichen Telegraphenbeamten. Den ersteren wurden bei Mithälen musikalischer und psychischer Art die Ohren abgehört, damit sie ein feineres Gehör bekämen, und den Telegraphisten ließ Seine Majestät eine Hand abhacken, wenn sie ihr afrikanisches Moralphabet nicht schnell genug auf den großen Signalkäufen heruntertrommeln konnten.

Am schlimmsten aber erging es den Wanjorjünglingen, die ein liebendes Auge zu einer der drei heiligen Milchmädchen des Königs zu erheben wagten, denn ihnen legte der höchste Hofschmeichler den Kopf mit den feinsten Gedanken kunstgerecht auf die Füße und bereitete der Liebe dergestalt ein unheimliches Ende.

Watomai läßt sich nicht mit sich lassen, daß die Milchmädchen, wenn es sich um seine Milchmädchen handelt. Dann wenn die Unjorobas diese drei Ozeanien entführen würden, so ginge seine Majestät eben zu Grunde, fügen ihr auch die gebratenen Unjorobühnen in den Mund. Die drei Milchmädchen sind nämlich die einzigen Lebewesen im ganzen Königreich, die dem Beherrscher aller Unjoros die Speisen zubereiten und reichen, drastischer ausgedrückt, ihn füttern dürfen.

Königliches Milchmädchen zu werden, ist die höchste Ehre, die einer Wanjorjungfrau zuteil werden kann. Doch Würde bringt Bürde. Davon können die schwarzweißen Milchdamen ein Lied singen. Denn vor allem müssen diese Ehrenjungfrauen auf das schöne Naturenbildnis ihrer glänzenden Haut verzichten und sich mit Hilfe von weißem Ton in bleiche Gelempfer verwandeln. Die schönen Kräfte der jungen Damen fallen unter dem Schabmesser des königlichen Hofbarbiere. Morgens beginnt die Arbeit mit dem Melken und Füttern der heiligen Kühe Seiner Majestät, die von keiner anderen Hand berührt werden dürfen. Dann verlangt der König seine Morgenmilch aus satter tonerfärbter Mädelhand, während eine der jungen Damen dem Potentaten das Frühstück bereitet und es ihm zum Munde reicht, sind die beiden anderen damit beschäftigt, dem königlichen Gefinde die Hände zu waschen, denn niemand am Hof darf eine Arbeit beginnen, ehe ihm eine der Jungfrauen aus einem Büschelhorn Wasser auf die Handflächen gegossen hat.

Der König ist der unumschränkte Herrscher Unjoros, doch auch er muß sich von den heiligen Kühen tyrannisieren lassen. Niemals dürfen diese lieben Tiere in einen Stall gesperrt werden, vielmehr genießen sie vollste Freiheit, sich innerhalb der Weiden dort aufzuhalten und niederzulassen, wo es ihnen beliebt. Findet Seine Majestät eines Abends eine der Kühe auf seinem Lager wieberkauen oder sieht er sie in höchst verdächtig Weise den Schwanz über dem königlichen Hüftstief in die Luft strecken, so darf er sie in ihrer Tätigkeit nicht stören, sondern muß eine der Milchdamen bitten lassen, weil diese allein die Kuh zum Weitergehen auffordern darf.

Unter solchen Umständen ist es verständlich, wenn die schwarzen Bestallungen den größten Einfluß auf den König ausüben. Ihre Forderungen sind, ohne daß er seine Räte einberufen muß, zu erfüllen. Nur eines ist ihnen streng verboten, ihr Herz einem jungen Mann — und sei es der König selbst — zu schenken. Denn dann werden sie unwürdig ihres Amtes. Kein Wunder, daß Watomai mit ängstlicher Eifersucht die jungen Damen bewacht und jeden Jüngling, von dem er einen begehrenden Blick argwöhnt, um einen Kopf kürzer machen läßt. Einige Male ereignete sich der Fall, daß Milchmädchen einem Unjorjüngling wohlwollend zulächelten; das aber wurde als Verbrechen angesehen, und die unglücklichen Bestallungen aus dem Reich um ihre gefährdeten Wollschädel vor dem Schabmesser in Sicherheit zu bringen. Den unerfährlichen Milchdamen geschah kein Leid.

Doch Watomai ist ein gerechter Herrscher — nach seiner Art. Kein Kopf, kein Ohr, keine Hand fällt, ohne daß er seine Räte einberufen, seine Krone aus gebleichten Knochen ins Saar drückt und einen ellenlangen weißen Bart um die Ohren hängt. Auch der Hofschmeichler muß einen würdigen Patriarchenbart um sein vorstehendes Kinn und die wulstige Unterlippe gürteln. Der Fall wird nun beraten, doch nie entscheiden die weißen Räte, denen der Kopf ständig zwischen den Schultern wackelt, anders als es Seiner Majestät angeht.

Diese inoffizielle Untermütigkeit und Schmeichelei genügt dem schwarzen Herrscher noch nicht; er muß noch seinen offiziellen Hofschmeichler haben. Die dem gewichtigen Herrn obliegt die angenehme Aufgabe, den Monarchen jeden Morgen vor Tageslicht mit Lobpreisungen seiner königlichen Größe zu wecken und ihm die angenehmsten und neuesten Schmeicheleien über seinen Verstand und seine Tapferkeit zu sagen.

Der Antipode des höflichen Erzschmeichlers und Heuchlers ist der königliche Hofschimpfer. Sein Amt ist eines der wichtigsten und angesehensten im Reich und verehrt sich vom Vater auf den Sohn. Nach dem Frühstück, wenn der Hofschmeichler den ganzen Vorrat seiner Lobhudeleien erschöpft hat, tritt der Schimpfer auf. Er sagt dem König mit dem ganzen Aufwand seiner Regierstimme, daß er, Watomai, der laulste, fetteste, dümmste und widerlichste Jüngling ist, der je auf dem Pantherthrone von Unjoro saß. Dann zählt er alle Dummheiten auf, die der König in letzter Zeit begangen, und nennt

ihm die Maßnahmen, die er, der Hofschimpfer, an des einseitigen Tyrannen Stelle ergreifen haben würde. Der Monarch muß sich als schwacher Philosoph die Strafpredigt in aller Ruhe anhören und sich bemühen, gute Lehren aus ihr zu ziehen. Nur zu einem hat der Hofschimpfer dem König bisher noch nicht geraten, zur Einstellung des Kopf-, Ohren- und Handabhackens.

Um so gründlicher wollen ihm die Engländer das blutdürstige Handwerk legen und das Schabmesser mit samt den beiden unheilvollenden weißen Bärten dem britischen Museum einverleiben. An den sonstigen königlichen Vergnügungen, den heiligen Kühen, den Milchjungfrauen, dem Hofschmeichler und dem königlichen Schimpfer, soll nicht gerüttelt werden.

Nordpolforschungen

gewinnen wieder höchstes Interesse. Durch Unregelmäßigkeit der Strömungen des Polarmeers will man neuerdings darauf schließen, daß sich in der Polargegend festes Land befindet und das wäre recht wesentlich, um dort einen Stützpunkt für Luftschiffe und Flugzeuge zu bekommen. Eine regelmäßige Luftverbindung zwischen der östlichen und der westlichen Halbkugel auf dem kürzesten Weg über den Pol liegt ja vielleicht in nicht mehr weiter Ferne. Da interessieren mehr denn je die Fragen: Wie sieht es überhaupt in den Polländern aus? Was für Menschen leben dort? Was für Tiere was für Pflanzen? Sehr viel Neues und Interessantes über dieses „nördlichste Leben“ gibt ein jetzt bei Brockhaus erschienenes Buch: „Eskimo Mathiasen“, Mit Knud Rasmussen bei den amerikanischen Eskimos“ (Sammlung „Reisen und Abenteuer“, Band 42. Gebunden 2.80 Mark, in Leinen 3.50 Mark), dessen Verfasser der große Polarforscher Rasmussen auf seiner 5. Thule-Expedition begleitet hat. Unter den sonst üblichen Forscherberichten nimmt das Buchlein schon deshalb eine besondere Stelle ein, weil sich Mathiasen ganz in den Hintergrund stellt, sich nicht als Held ausbeißt, der mit tausend Gefahren zu kämpfen hat — trotz dem er Abenteuer genug zu bestehen hatte — sondern als einziger Held des Buchs das abseitige Volk der Eskimos darstellt. Auf diese Weise haben wir beim Lesen nicht das Gefühl, einen kurzen Besuch bei den Eskimos zu machen, und dabei einige Abenteuer zu erleben, wir bringen vielmehr in das Wesen dieser Polmenschen ein und lernen ihr Leben und Treiben, ihre Kultur kennen. Die harte Natur des Landes hat sie zu eigenen Menschen gestempelt, sie leben in einem steten Kampf ums Dasein, und ihr rastloses Wanderleben drückt allen ihren Verrichtungen den Stempel der Eile auf. Das Familienleben mußt es eigenartig an, doch auch seine Grundlagen sind eng mit der rauen Natur verflochten. Die kleinen Kinder verbringen ihre erste Lebenszeit splitternd in der Rückenfalte ihrer Mutter. Die weiten Schultern des Vaters ermöglichen es, die Kinder an die Brust zu nehmen, ohne daß sie an die frische Luft gebracht werden müssen; sogar ein kleines Geschäft müssen sie auf Mutters Rücken besorgen. Gewaschen werden die Kleinen nie. Wenn es hoch kommt, werden sie mandal von der Mutter beleckt. Das erste, was ein Mann machen muß, wenn seine Frau einen Sohn bekommen hat, ist, eine Frau für diesen zu beschaffen. Eine Frau ist ja in diesen Gegenden durchaus notwendig, um den Haushalt zu besorgen, während der Mann auf Jagd ist. Für eine Bratpfanne, ein Messer, oder was man sonst entbehren kann, kann der Vater eine Frau kaufen. Wenn nun aber diese Braut als Kind stirbt, ist der junge Mann übel dran, denn die anderen Mädchen sind im Voraus vergeben. Bei einigen Stämmen besteht die Sitte, daß Mädchen, die nicht gleich bei der Geburt verlobt worden sind, totgeschlagen werden. Alte Jungfern kann man nicht brauchen. Das Buch Mathiasens liest sich wie ein spannender Roman. In alle Fragen, die das tägliche Leben im hohen Norden mit sich bringt, werden wir eingeweiht. Wir lernen ein Schneehaus bauen, hören, wann ein Schneehaus und wann ein Eishaus vorzuziehen ist, erleben die Hausordnung der Eskimos und ihr Familienleben, machen die Jagden auf Pelztiere, Fische und Seehunde mit, fahren mit ihnen auf Schlitten hinaus auf die endlosen Ebenen — und betrachten die vielen interessanten Bilder von eigener Schönheit. Wir können einem jeden, vornehmlich der Jugend, dieses billige Buchlein zum Geschenk empfehlen.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altna. Druck und Verlag: R. A. Sank, Altna.



Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 41

Mittwoch, 10. Oktober

1928

Güstrow

Von Friedrich Schult.

Die gute, mecklenburgische Vorderstadt Güstrow feiert am 3. November mit einigem Stolz den Tag, an welchem sie vor siebenhundert Jahren, in den entworfenen wendischen Landen als deutsche Kolonialstadt begründet und mit dem schwerinischen Rechte ausgestattet wurde. Sie steht also mit gut auf gütlichen Fundamenten. Nachdem aber, zu Ausgang des Mittelalters, verheerende Brände sie mehr als einmal heimgejagt, war ihr Gesicht, selbst dem gleichwohl, ob fürstlich oder bürgerlich, mehr nach den finken Namen aller Welt gerichtet. Sie galt dafür im Lande vielfach als charakterlos, leichtlebig und als Ausbund aller Vast.

Heut geht es ihr wie manchen anderen alten Städten auch, die im Vergleich mit einem überlieferten und großen Erbe nur desto kleiner und geringer werden, und hier wie anderswo ist es die feste, mittelalterliche Planung, die es der klaren Ring des Marktes mit Kirche und dem Rathaus Rücken gegen Rücken, ist es der Dom, und über ihren stückweis noch erhaltenen Mauerkränzen geleitet, der große Torjones Schlosses, woran das Lebende sich selten messen darf.

Der Dom, schwerfällig und gedrungen, in seinem Kern noch romanisch, dann gotisch geführt, ist gegen seine Brüder an der See bevorzugter und stiller an seinen Ort gestellt, als unerschüttertes und kühles Abbild geistlicher Gewalten. Das Schloß, im sechzehnten Jahrhundert von dem Herzog Ulrich aufgeführt, der eben so verständlich wie fürstlich prächtig war, ist hierzulande das einzige von europäischem und großem Rang und nahezu so mythisch und so fremd wie der Koloss, der es sich später ohne Federlesen nahm, wie Wallenstein, der 1628-29 in Güstrow residierte. Seit mehr als zwei Jahrhunderten ist es von seinem Zweck verfallen. Man hat ihm in der Zwischenzeit nicht selten übel mitgespielt. Es ist ein unersehlicher Verlust, daß in den Jahren 1794-95 ein großer Teil nur deshalb abgetragen wurde, weil eine von den alten, reichen Decken so unanständig und schwer beschädigt war, daß man sich anders nicht zu helfen wußte, als kurzerhand das ganze noch gesunde Glied zu amputieren. Gerade aber, weil es so verfallen war, blieb es davor bewahrt, daß eine spätere, schuldige Zeit ihm ihre schwächeren und marmorgediegenen Reize auf die alten Stämme projizierte. So steht es noch, mit seinem wunderbar vielfältigen Gesicht, wie einst, und ob sich auch, gutmütig halb und halb vandalisch, ein unbedorger Augen heute darin rühren darf, der schwere Atem seiner Brust ist nicht vermauert.

Die Stadt, so zwischen geistliche und fürstliche Gewalt gestellt, hat sich nie sonderlich nach ihrem eigenen Willen tummeln oder regieren dürfen, und nach den frühen weichen Verjüngungen verging ihr auch die Lust. Sie taufte ihre Nähe und Gelassenheit und an dem nahesten Beispiel diplomatisches Gesicht nach Kräften dafür ein, und da die beiden großen, vielbefahrenen Straßen, woran sie liegt, der alte Weg nach Norden ebenso wie westlich-östlich der von Lübeck nach Stettin, sich hier geradezu kreuzen so ging seit je ein guter Teil der Welt durch ihre Tore. Sie lief auch selber mit und wurde selber prächtig. Wer sich die Nähe nimmt, sie nur gerühmt zu betrachten, der findet neben Schleißfeldern und neben Lübschen den ganzen Bogen von der Kombarde bis Zandern.

Auch als das herzogliche Haus erlosch, blieb lange noch ein Schein weltbürgerlich gebundener Nützlichkeit und Selbsterhaltung, der noch, nach weiten mageren und dürftig dünnen Strecken, um 1800 wieder Kraft gewann, die

Stadt noch einmal neu, und diesmal frühlich klassifiziert, gründlich einzukleiden. Im neunzehnten Jahrhundert sind Kerling, der stille lang vergessene Maler, und Janag Tarnow, die Dichterin und späte Freundin Klingsers, ihre Kräfte nach wieder einem Menschenalter Dome aber hängt, als Zeichen neuer Weltverbundenheit, in guter Nachbarschaft späthistorischer Apfelfel von Claus Berg, der Bronzeengel Barlachs, des gegenwärtigen und heimatischen Bildners, der hier, als Niederdeutscher, der er ist, halb aus Verhängnis, halb aus freier Wahl wie er sie brauchte, seine Landschaft fand.

Eine Fahrt über die Schlachtfelder von Verdun

I.

Verdun, welche erhabenen und schaurigen Erinnerungen weckt dieser Name! Erinnerungen an eine der blutigsten und hartnäckigsten Schlachten des Weltkrieges, an Tage voller Tragik und Grauen und doch voll größter und erhabenster Heldentums auf beiden Seiten! Die vergessenen deutschen Heldentum steigt auf, und unaussprechliches Gedächtnis an die vielen blutigen Opfer eines leider vergehenden Ringens erschüttert Herz und Sinne.

Solche Gefühle erwachen in der deutschen Brust, wenn man sich dem blutgedüngten Schlachtfelde von Verdun nähert. Wir war es durch ein eigenes Gesicht beiseite, vor kurzem dieses Schlachtfeld zu sehen.

It man in Elsf-Bohringen, so reist man am besten mit der Bahn von Metz nach Verdun ein. Man lernt so schon von der Eisenbahn aus einen erheblichen Teil dieses Frontabschnittes kennen. Die Bahn führt über Amanweiler an dem Schlachtfeld des 70er Krieges St. Privat vorbei und zunächst nach dem französischen Eisenbahnknotenpunkt Conflans. Gleich hinter diesem Orte zeichnen sich die ersten Spuren der Kämpfe ab, die zwischen Metz und Verdun und vor dieser Festung getobt haben. Wir passieren den Ort St. Etain, der stark zerstört ist, aber auch Spuren eifrigen Wiederaufbaus und eifriger Neubautätigkeit zeigt. Die Ruinen rechts und links der Eisenbahn häufen sich, je weiter man kommt. Ein großer Kalernkomplex liegt noch in Trümmern. Kahle, finstere Mauern ragen gen Himmel, düstere Fensterhöhlen erhöhen das Grauen. Die Bahn kriecht jetzt langsam die Hochfläche von Verdun hinauf. Reste von Schützengräben werden sichtbar, kahle, rauchgeschwärmte Baumstümpfe zeigen an, daß hier einstmal Wald gewesen ist, der in den Kämpfen zerstört worden ist.

Der Hauptbahnhof von Verdun ist ungerührt, aber gleich eingangs der Stadt machen sich neben Häusern bemerkbar. Neubauten bieten wenig Bemerkenswertes, und es erscheint fast unfaßbar, daß um diese unbedeutende französische Provinzstadt so erbittert und eben nicht die Festung wäre. Außer den vielen Forts auf den zahlreichen Höhenrücken rings um Verdun gibt es noch Reste der alten Stadtumwallung. Auf dem alten Wallgelände, das aber größtenteils abgetragen ist, steht ein Denkmal, das an die Verteidiger von 1870 erinnert. Wenige Schritte hinter dem Hauptbahnhof an der Hauptstraße erhebt sich ein anderes Denkmal in geradezu monumentalen Ausmaßen auch in seiner heutigen unfertigen Form gewaltig, ein Monument, das die Stadt Verdun ihren in den Schlachten umgehauenen

Einwohnern, Männern, Frauen und Kindern errichtet.

Wir besteigen nunmehr eins der vielen Tourneautos, die in regelmäßigen Zeitabständen am Tage auf die Schlachtfelder fahren. Nur wenig oder gar keine Leute, die fahren mit, mehr sind es Franzosen, unter ihnen einige französische Soldaten. Der Führer erläutert in französischer Sprache. Die Fahrt geht auf dem rauen Maasufer und nimmt den ganzen Maasbogen mit Wir passieren zunächst die Vaux-la-Petite. Ruinen von Kasernen (Marsch) fesseln unsern Blick. Zur Linken der Straße breitet sich ein großer Soldatenfriedhof. Man sagt uns, daß dies der bedeutendste Soldatenfriedhof der ganzen Gegend sei. Tausende von Soldaten, Deutsche wie Franzosen haben hier in geschmackvoller Umarmung ihre letzte Ruhestätte gefunden. Kreuze, nichts als Kreuze, mitunter von Denkmälern und Grabsteinen unterbrochen!

Dann geht unsere Fahrt weiter die Höhe zu den Forts hinauf. Wir kommen an den in den Seeresberichten oft genannten Forts Belleville und Souville und den gleichnamigen Ortschaften vorbei. Das Gelände wird immer bewaldeter und zerstückelter, d. h. soweit man von Wald überhaupt noch reden kann; der frühere Hochwald ist nämlich fast reiflos den Kämpfen zum Opfer gefallen. Wir schwarze, hier und da in die Luft ragende Stümpfe zeigen an, daß auf dieser Hochfläche einstmals starker kühner Wald gestanden. Der Boden ist von Granitfelsen zerstückelt. Tiefe Löcher hemmen den Schritt und hier und da sind die Reste von Schützengräben noch erkennbar. Unmittelbar nach Beendigung des Krieges war es gefährlich, diese Höhenrücken zu betreten. Hunderte von Blindgängern hatten sich in den Boden eingegraben und bildeten eine Gefahr für die Schützenbatterien. Wandler Amerika, der hier auf der Suche nach „Souvenirs“ umherwanderte, hat seine Neugierde mit dem Tode oder mit böser Verwundung bezahlen müssen. Daraufhin hat die französische Regierung das Gelände planmäßig nach Blindgängern und Waffen absuchen lassen. Zu Gassen sollen damals die Gewehre, Stahlhelme usw. an den Straßen aufgeschichtet gewesen sein. Heute sieht man von solchen Spuren der großen Schlachten kaum noch etwas. Es ist fast alles gesammelt und beiseite geschafft. Gras und Unterholz ist über die blutgetränkten Stätten gewachsen. Die Natur mit ihrer ewigen Güte und Milde deat alles wie mit einem Schleier zu.

II.

Man zeigt uns die Reste des Dorfes Fleury, von dem nichts, aber auch buchstäblich nichts übrig geblieben ist, außer den Grundmauern, die man nur mühsam zwischen dem wuchernden Gras erkennen kann. Unweit davon ist ein Denkmal errichtet, das einen schlafenden Löwen darstellt. Das ist die äußerste Grenze des deutschen Vormarsches auf Verdun. Ungeachtet haben hier die Franzosen ein ehrendes Denkmal für deutschen Heldentum und deutschen Angriffgeist geschaffen. Natürlich war es nicht so gemeint, denn das Denkmal ist dem Andenken der Toten der 130. französischen Inf.-Div. gewidmet und nennt sich „monument de la Chapelle Sainte Gene“.

Oberhalb Fleurys auf der Hochfläche ist ein ungeheurer französischer Nationalfriedhof geschaffen worden, der wohl an 20.000 französische Kriegergräber birgt und von der Tricolore überschattet ist. Ein einziges Meer von Kreuze in dieser Friedhof. Die Krönung des Ganzen bildet ein gewaltiges Nationaldenkmal von Verdun. Vorläufig ist nur der Mittelschiff

In Form einer vornehmen Kapelle mit einem gewaltigen Turm fertiggestellt. An den Füßen, die eine protestantische und eine jüdische Kapelle aufnehmen sollen, wird noch gearbeitet. Die Franzosen haben diesem Haus und Denkmälern die merkwürdigen Namen „ossuare“ gegeben, d. h. auf deutsch „Knochenhaus“. Der Name hat allerdings insofern seine Berechtigung, als die Kapelle in schattentüchelmächtige Säulen die auf den Schlachtfeldern gesammelten Reste von unbekannten Toten birgt. Weißkerzen brennen im Innern. Niemand geht von dieser Stätte, ohne ein stilles Gebet verrichtet zu haben. Denn hier steht das Heldische unmittelbar neben dem Graufigen.

Das Auto bringt uns nun in schneller Fahrt zu den nahegelegenen Forts Baug und Douaumont, den so heiß umkämpften Festen, um die so viel deutsches und französisches Blut geflossen ist. Mit einem Gefühl ehrfürchtiger Bewunderung und tiefsten Erschauerns nähert man sich diesen Stätten gewaltigen Heldentums. Man läßt uns in die Gänge und Kammern des Forts Baug hineinblicken oder besser hineinkriechen. Viel ist von den unterirdischen Gewölben nicht übrig geblieben. Man erkennt bei Laternenbeleuchtung den engen Gang des Kommandanten, die Quartiere der Besatzung, den Operations- und Lazarettraum und endlich die Maschinengewehr- und Geschützstände. Die Geschütze, die hier stehen, scheinen mir allerdings nicht gerade aus der Kampfzeit zu stammen, sie machen einen veraltet neuen Eindruck.

Ueber Reste von Stachelhäutern und spanischen Reitern stolpern wir dann zum Fort Douaumont. Hier sind die Verwüstungen schon von weitem zu erkennen, auch hat man wohl absichtlich nichts wieder aufgebaut. Die Forts sind auch zur Zeit nicht belegt. Dicke Löcher in der Außenwand und starke Risse in der Betondecke weisen die Spuren der erbitterten Kämpfe und Artilleriebeschüsse. Man kann kaum ins Innere hinein, da zu viel zerstört ist und ein Gang durch diese unterirdischen Schächte geradezu lebensgefährlich ist. Aber auf der Decke des Forts dürfen wir herumspazieren und uns dort auf der freien Höhe ein Bild von den Kämpfen machen. Das Herumklettern ist nicht ganz ohne Gefahr, denn die mit Erde und Gras bedeckte Betonfläche ist von Granateinschlägen buchstäblich zertrümmert. Die Höhen und Tiefen und Risse auf Drahtgelenk liegen überall herum und nennt man Fuß. Man sieht die drehbaren Geschützstände, die Öffnungen für die Maschinengewehrhände u. a. m. Wir haben es hier mit dem höchsten Punkt des Schlachtfeldes zu tun. Eine weite Fernsicht öffnet sich in die Vogesen und aus der Ferne schimmern die Türme von Metz. Der Blick gleitet hinüber zum linken Mosauer, zu der viel umkämpften Höhe 304 (cote 304) und dem Toten Mann (Mort homme).

Hell und strahlend liegt die Sonne über dem Schlachtfeld, und die Natur breitet ihre schönsten Reize über die Stätten des Todes, als wenn hier nie eine der furchtbarsten Schlachten des Weltkrieges getobt hätte. Die Rückfahrt bringt uns in schnellem Laufe an verlassen Unterständen, Schützengräben, an den Forts Tavanne und Moulainville, an dem viel genannten Höhenrücken „(Rote Erde)“ („Rote terre“) vorbei zur Stadt und zum Bahnhof zurück.

Innetlich zerrissen und doch voll Ehrfurcht schied man von diesen Höhen, die so viel edles Blut getrunken. Der Abschied würde noch ungetrübter sein, wenn man nicht das Gefühl hätte, daß aus der Besichtigung der Schlachtfelder von der anderen Seite ein Geschäft und eine willkommene Schaustellung gemacht würde. So ist Verdun für jeden, der es gesehen hat, ein ernstes Memento mori, eine Stätte des Nachdenkens über die Furchtbarkeit des Krieges, ein Ort weisendster heldischer Erinnerung und zugleich eine eindrucksvolle Mahnung zur Verständigung der Völker.

R. A.
(in den „Westf. Pol. Nachr.“)

Rehhaus am Schliersee

Von Walter Poller.

Allmählich hüllen sich die Bäume, teils die Vergänglichkeiten des Irdischen andeutend, in ihr Sterbegewand. Im letzten Grün trotz der Laubwälder dem Coethewald vom „Stich und werde“. Vor schmucken Häusern mit braungetrankenen Holzveranden, von denen Blumen betrankenen, blauen Läden und Gladiolen. Dazwischen prangen die Ebereschen in herblichem Koral-larot. Auf den letzten Wäldern leuchten die Silberne Sternaster und die blaue Schlangene-

murz, und kleine Glockenblumen läuten som-mersch-leise im Vergewind, der noch warm über die Hänge weht. Weinrot glüht die Erika am Waldestrand. Die Herbstzeitlose überhaucht feuch-te Wiesen mit zartem Blau. Auf höheren Hän-gen unterbricht die zweite Blüte des blauen Enzian hier und da das düstere Grün. Wür-zig duftet das Grannet auf frisch gemähter Wiese, und Höhenrauch verflücht die ferne. Die schon ist doch der Spätsommer in deut-schen Bergen.

Ein eigener Zauber liegt in diesen Nächten, in denen häufig der Föhn seine Harpe spielt. Abends, bevor ich zur Ruhe gehe, schau ich hinaus in die Nacht. Laumarm armet die schla-fende Natur. Nur aus wenigen Fenstern ge-ht ein Lichtschein, und ab und zu wird das sanfte Rauschen der Brunnen unterbrochen durch den melodischen Klang einer Ruhelose. Stille ist ringsum, große Stille und feierliche Schönheit.

Fast keine Fremden sind mehr hier. Drei Berliner zählt die letzte Kurliste, und außer mir weilt im Schliersee Hof nur noch eine alte Baronin aus dem Rheinlande zu Gast. Dabei sind doch die Verbindungen, auch für einen kurzen Aufenthalt denkbar günstig. Man legt sich auf dem Bahnhof ins Mitropa-bett, bummelt am anderen Morgen, ausgeruht und gestärkt von einem guten Schlafwagen-frühstück, durch das erwachende München und atmet eine Viertelstunde später bereits die würzige Gebirgsluft. Es grüßt der See, die Berge locken, und kleine Fährten ermöglichen auch dem flüchtigen Besucher herrliche Aus-flüge zum Achenisee in Tirol über Tegernsee-Kreuth, zur Zugspitzenbahn über Garmisch, zu den traumhaften Königsschlössern, auf den Wendelstein, zum Juggenmoosener Chiemsee.

Sechs Hochsommerwochen nur dauert, abge-sehen von der Winterportzeit, in Schliersee die Saison, dann herrscht irdische Ruhe. Die Gemeinde verläßt seit drei Jahren mit Tögl- und Tagesreise in Konkurrenz zu kommen und läßt auf Job bohren. Ueber 425 000 Mark sind schon verbahrt.

Den Rehhaus in Schliersee bezeichnet nichts augenfälliger als der jährliche Abschiedsball, den die bekannte Schlierseer Truppe ihren Freunden gibt, bevor sie wieder hinauszieht ins Reich und darüber hinaus zu ihren allerb liebsten Wintergastspielen. Die Schlierseer halten be-kanntlich viel auf ihre malerische Volkstracht, aber heute in den abendlichen Straßen sehen wir geradezu ein Defregger-Bild lebendig ge-worden zu sein. Im Theaterpark befinden sich unter etwa zweihundert Anwesenden kaum zwanzig in modischer Kleidung. Wie ihre Tracht, so halten die Schlierseer auch ihre alten heimischen Tänze in Ehren. Foxtrott und Jazz-band gibt es hier nicht. Foxtrott übertrifft war ich, mit welcher fast feierlichen Exaktheit sie ihre Francaise tanzen und wieviel ur-sprünglicher der berühmte Schupplattler im Saal ausgeführt wurde als auf den Bühnen.

Die Verteidigungswaffe unserer Vorfahren

Die Tierwelt ist von der Natur mit den mannigfachen Mitteln zum Kampfe gegen Stärkere und Schwächere ausgerüstet. Kleine wie große Tiere haben ihre Angriffs- und Ver-teidigungswaffen, die einen Hörner oder Ge-meisse, die anderen Krallen und mächtige Ge-bisse, manche sind mit Haaren oder Stacheln versehen, manche bedienen sich ihrer Gift-zähne als tödliche Waffen, der Skorpion und manche Insekten des Stachels bezu. Stach-tüßels, und selbst unter den kleinsten Lebe-wesen finden wir solche, die mit einem Organ von giftähnlicher Wirkung ausgestattet sind, mittels dessen sie andere zur Beute ausserle-bene Lebewesen betäuben und in ihre Gewalt bekommen. Auch an Schutzweisen ist die Tier-welt nicht arm, bei manchen Tieren bildet die außerordentlich starke Hautdecke an sich schon eine solche, bei anderen verdrückt sie sich stellen-weise zum förmlichen Panzer, noch andere wif-fen sich mittels des ihren Körper umhüllenden Stachelkleides der Angriffe ihrer Gegner zu erwehren. Manche Tiere finden Schutz vor Angriffen sogar dadurch, daß sie in ihrer äußeren Form oder Färbung Blüten, Zweigen oder anderen Gegenständen ähnlich sehen, die sol-chen Angriffen nicht ausgesetzt sind, oder sie verdanken ihre Sicherheit nur dem Umstande, daß sie anderen Tieren täuschend ähnlich sind, die ihres üblen Geruches oder Geschmackes we-gen als Beute nicht begehrt werden.

Alle diese natürlichen Angriffs- und Ver-teidigungsmittel fehlen dem Menschen. Während seiner nächsten Stammesverwandten in der Tier-welt der Gegenwart meinstens noch das mäch-

tige Gebiß geblieben ist, ist der Mensch, soweit seine körperliche Ausstattung allein in Betracht kommt, lediglich auf seine Muskelkraft ange-wiesen. Daß diese bei den toten Naturmen-schen, als welche wir uns unsere ältesten menschlichen Vorfahren vorzustellen haben, in hohem Maße ausgebildet war, findet seine Be-stätigung in der Tatsache, daß bei den jetzt le-benden Naturvölkern noch heute eine Staunen-erregende Ausdauer der Muskelkräfte beobach-tet wird. Die Sagen unserer Altvorderen müssen nicht genug die körperliche Leistungs-fähigkeit ihrer Helden zu preisen, die Helden des griechischen Mythos wie jene der nordischen Sagenwelt überbieten sich an übernatürlichen Kräfteleistungen.

Nichts desto weniger wäre aber der Mensch der kulturlosen Urzeit, der nicht nur mit le-nigsgleichen, sondern auch mit allerlei gewal-tigen Raubtieren um sein Dasein zu kämpfen hatte, ein sehr hilfloses Geschöpf gewesen, wenn er nicht neben seiner durch zwingende Not und stete Übung gestählten Muskelkraft die Gabe der Erfindung besessen hätte. Die ältesten Waffen, deren sich der Urmenich be-diente, sind wohl die Keule und die Schleuder gewesen. Besonders die Schleuder, deren be-reits in den Sommerfischen Erwähnung ge-schieht, war im Altertum eine vielfach an-gewendete gefährliche Waffe, namentlich im Kriege. Sie bestand ursprünglich aus einem Stück Leder, auf das der zu schleudernde Gegenstand gelegt wurde. An die Stelle des Lei-nes, der zunächst zum Schleudern verwandt wurde, traten später Bleikugeln, die mit einem Stachel versehen waren und kräftig genug wirkten, um Helme und Schilde zu durchschla-gen. Die Verwendung der Schleuder als Kriegswaffe setzte sich sogar durch das ganze Mittelalter fort. Die Keule, die auch jetzt noch bei wilden Völkern vielfach im Gebrauch ist, wurde ursprünglich aus Holz oder Knochen großer Tiere, später ganz oder teilweise aus Metall hergestellt und war vor der Einführung der Feuerwaffen als wirksame Schlagwaffe, Streitholben, allgemein verbreitet. Eine dem späteren Mittelalter angehörende Form der Keule ist der sogenannte Morgenstern, eine Keule von Mannslänge, deren verdicktes En-de mit Eisen beschlagen und mit starken eise-rnen Zacken versehen war.

Als ein Mittelglied zwischen Keule und Schleuder kann der Speer insofern betrachtet werden, als er sowohl als Handwaffe wie jene, als auch als Wurfwaffe wie diese benutzt wurde und von den Naturvölkern noch jetzt benutzt wird. In der heroischen Zeit bediente man sich des Speers sowohl als Stoß- wie als Wurfwaffe. Schon in der ältesten Zeit, in der von der Verwendung des Metalls noch keine Rede war, bedienten sich die Menschen des Speeres, dessen Spitzen sie aus zurechtgeschlagenen Feuersteinen oder anderem Material herstellten, im ausgedehnten Maße, wie dies die Kunde aus jener Zeit bemittelt. Bei den alten Germanen war der Wurfspeer, den sie Ger nannten, gleichfalls im Gebrauch, obwohl der Fernkampf ihrem Begriffe der Waffenehre nicht entsprach. Die Naturvölker haben auch jetzt noch den Wurfspeer vielfach im Gebrauch.

Es ist einleuchtend, daß die Handhabung der Schleuder wie des Wurfspeers viel Ge-schicklichkeit und Übung erfordert, wenn mit diesen unvollkommenen Fernwaffen auch nur ein bestimmtes Maß von Treffsicherheit erzielt werden soll. Wohl mochten sie sich für den Kampf von Massen gegen Massen, zum An-griff auf eine dichtere Gruppe von Gegnern eignen, im Einzelkampf aber werden diese Sachen wohl oft genug verlast haben. Eine Vervollkommnung ergab sich aus der Verbin-dung ihrer beiderseitigen Vorteile. Sie wurde in dem Vogen gefunden, der zu allen Zeiten einer der wichtigsten Waffen für Jagd- und Kriegsgebrauch gewesen ist und auch heute noch von vielen Naturvölkern als solche be-nutzt wird. Die Schwingkraft der Schleuder wird hier durch die Schnelligkeit des elastischen Biegels ersetzt, an dessen Ende die Sehne befestigt ist. Durch Anziehen der Sehne wird der Vogen gespannt, durch ihr Freiwerden schnellen seine Enden in die frühere Lage zurück, wobei die Sehne mit großer Kraft und Geschwindigkeit nach vorne gezogen und der darauf ruhende Pfeil vorwärts ge-schleudert wird. In seiner einfachsten Form besteht der Vogen aus einem einzigen Stück elastischen Holzes, zur Herstellung der Sehne werden Streifen von Tierhäuten, zusammen-gedrehte Tierdärme, Tiersehnen, Schnüre aus Pflanzenfasern usw. verwandt. In vervoll-kommneter Ausführung setzte man später den Biegel aus verschiedenen Stücken zusammen. Die Eskimos verfertigen noch heute die Biegel ihrer Vögen aus kunstvoll zusammengefügt en Knochen und Holz, und es finden sich auch

solche, die vollständig aus Fischbein hergestellt sind. Bei den Griechen und Römern bestand der Vogen aus drei Stücken, von denen die beiden äußeren die Gestalt länglich gestreckter Stöber hatten, während das mittlere die ste-gartige Verbindung zwischen jenen herstellte; die Sehne wurde entweder aus Rindersehnen gedreht oder aus Rohhaar geflochten und der Vogen der Skythien, die als Vogenschießen be-rühmt waren, war schlangenförmlich gebunden. Die Italiener stellten im Mittelalter ihre Vö-gen meistens aus Stahl her, die Engländer und Deutschen aus Eisenholz, das in den nördlichen Gegenden Europas viel verbreiteter war als jetzt und in größeren Mengen verschickt wurde.

Der Pfeil besteht aus dem Schaft, der Spitze und der Befestigung. Zur Herstellung des Schaftes wurden leichte, dünne Holzstäbe ver-wandt, zumellen auch rohe, wie dies bei spielsweise von den Ostgoten berichtet wird. Die Spitze des Pfeiles wurde in ältester Zeit aus behauenen Stein, aus Knochen oder Fischgräten, später aus Eisen hergestellt. Man ver-sah sie mit Ausbuchtungen und Widerhaken, um schwere Verwundungen zu verursachen und das Herausziehen des Geschosses zu erschweren. Selbst bei den Kulturvölkern erhielt sich der Vogen als Kriegswaffe bis zur Einführung der Feuerwaffen, ja noch über diesen Zeitpunkt hinaus. Heutzutage beschränkt sich der Ge-brauch des Vogens nur noch auf einzelne Na-turvölker und besonders die Indianer haben in seiner Handhabung eine große Geschicklich-keit. Mit kleinen Abänderungen sind diese Waffen durch die Jahrhunderte hindurch im Prinzip dieselben geblieben, bis sie zum größ-ten Teil durch die Feuerwaffen abgelöst wurden.

Normannische Runne in Amerika

Ram Columbus 130 Jahre zu spät?

Der Runenstein von Kensington. — In-dianerüberfall auf das Normannenlager.

— Fälschung ausgeschlossen! — Die Wahr-heit bricht sich Bahn.

Von Dr. Alfred Meizer. Stockholm.

Der nordwestlich-amerikanische Forscher Hjal-mar Rud Holand weist seit einiger Zeit in Oslo, um sich in der dortigen Universitäts-bibliothek Beweismaterial für seine Anschauung zu verschaffen, daß die Fahrt Eriks des Roten (Eirik Eiriksson) nach der Ostküste Labrador und sein Aufenthalt im „Weinlande“ (Wassu-jetts keine zufällige Begebenheit ohne weitere Folgen gewesen sind, sondern eine planmäßige unternehmerische Versuch zur Entdeckung Ame-ricas, und daß ferner um die Mitte des 14. Jahrhunderts, rund 130 Jahre vor der Lan-dung des Columbus, Normannen in Nordalen (Minnesota) ansässig gewesen sein müssen. Schon vor Jahren kam Holand auf seiner Suche nach Spuren normannischer Einwanderung in Amerika nach der in Minnesota gelegenen Stadt Kensington und erfuhr dort, es sei bei Ausgrabungsarbeiten ein verwitterter Stein gefunden worden, dessen Inschrift niemand ent-ziffern konnte. Holand ging hin und trugte dem alten Runenstein sein Geheimnis ab. Die Inschrift lautete: „Wir, 8 Götter und 22 Nor-mannen, sind auf Entdeckungsfahrt von Wein-land (Winland) aus nach Westen. Wir schlugen unser Lager eine Tagereise nördlich von diesem Stein auf und begaben uns einen Tag auf Fischfang. Als wir ins Lager zurückkehrten, fanden wir dort 10 von unseren Leuten tot in ihrem Blute liegen. Awe Maria! Bewahre uns vor diesem Schicksal! 10 Männer unserer Mannschaft befinden sich bei den Booten, 14 Tagereisen von diesem Ort entfernt. Anno 1322.“

Das ist die Inschrift des nun so berühmten gewordener Kensington-Steinens. Von der Wissenschaft wurde verschiedentlich seine Echtheit bezweifelt. Einwandungen mannig-facher Art wurden gegen die Theorie einer normannischen Einwanderung erhoben, und so entbrannte bald um diesen Stein und seine In-schrift ein Streit, der bereits zwanzig Jahre dauert und noch immer nicht entschieden ist. Hjalmar Rud Holand ließ sich indes von seiner als richtig erachteten Meinung nicht abbringen und kämpfte in Wort und Schrift für den Be-weis seiner Theorie. Er steht jetzt kurz vor der Vollendung eines groß angelegten wissen-schaftlichen Werkes über den fröttigen Fund. Alle gegen seine Anschauung erhobenen Ein-wände hofft er, gestützt auf neues, ihm in Oslo zur Verfügung gestelltes Beweismaterial, das hervorragende skandinavische Altertumsforscher anerkannt haben, endgültig entkräften zu kön-nen. Dem Berichterstatter einer nordischen

Zeitung teilte Holand über die Echtheit des Runensteins folgendes mit: „Es ist häufig be-hauptet worden, der Stein sei neueren Ur-sprungs, aber bedeutende amerikanische Geo-logen haben einwandfrei nachgewiesen, daß sein verwitterter Zustand auf ein ansehnliches Alter schließen läßt. Hinzu kommt noch, daß, als der Stein (von Holand) gefunden wurde, er zwischen den Wurzeln einer schweren Eiche eingeklemmt lag. Die Wurzeln waren um ihn herum gewachsen und umschlossen ihn völlig. Fortschrittsverständige der Vereinigten Staaten erklärten übereinstimmend, daß Eichenwurzeln von diesem Umfang mindestens ein Alter von achtzig Jahren besäßen. Der Fund erfolgte im Jahre 1908. Achtzig Jahre vorher oder be-frand sich noch kein Weißer in der weiteren Um-gebung von Kensington. Der erste Siedler kam nieher, erst 1884 dorthin. Auch von sprachkundlicher Seite hat man versucht, das Alter der Inschrift anzugeben; jedoch ohne Erfolg, denn schwedische und isländische Sprach-forscher haben mit mehrfach bestätigt, daß die Worte und Ausdrucksweise der Inschrift dem Stande der nordischen Schrift- und Umgangs-sprache des 14. Jahrhunderts durchaus entspre-chen. Und selbst wenn hier eine Fälschung vorliegen sollte, wer in aller Welt sollte sie denn begangen haben? In einer Gegend, die früher nur spärlich von einigen Indianern be-wohnt war und in den letzten 60 Jahren von ärmlichen, geistig beschränkten Kolonisten. Kein, die Inschrift ist echt, und sie stimmt aus-gezeichnet mit dem überein, was Professor Gustaf Storm im Jahre 1890 über Paal Knuts-sons Westlandfahrt, die ebenfalls um die Mitte des 14. Jahrhunderts erfolgte, veröffentlichte. Im Jahre 1855 farbte König Magnus Eriks-son (Paal Knutsen) mit der Weisung nach Grönland, die Bewohner dieser Insel zum Christentum zu bekehren. Inzwischen hatten die Grönländer ihre Siedlungsplätze verlassen und waren westwärts nach Amerika gezogen. Paal Knutsen folgte ihren Spuren zuerst nach „Winland“, durchstreifte die ganze Halbinsel Labrador und die Hudson-Bucht. Zehn Mann zählten dort bei den Booten zurück, während die 20 übrigen in süd-licher Richtung durch das heilige Runa-land bis nach Minnesota zogen. Nach vierzehn Tagemärschen wurde dann ein Teil dieser Abenteurer von Indianern überfallen und getötet, ein Gemetzel, auf das ja auch die Inschrift des Kensington-Steinens hinweist.“

Verständigt man endlich, daß im Verlauf der letzten fünfzig Jahre im Staate Minnesota al-lelei Altertumsfunde (Streitkräfte, Spangen, Brochen, Feuersteine, Schwerter) an die Oef-entlichkeit gelangt sind, deren Formen mit den mittelalterlichen Gerätschaften der Nord-länder übereinstimmen, so macht damit die Wahrscheinlichkeit, daß es sich in der Tat bei dem Runensteinfunde Hjalmar Rud Holands um ein archäologisches Forschungsergebnis von großer Tragweite handelt, das jahrgeltelang heftig umstritten, von der Wissenschaft doch eines Tages anerkannt und gewürdigt zu wer-den verdient.

Geschichten vom Wein

Von Rudolf Lindemann.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß der Wein, diese edle Gottesgabe, wie ihn seine Liebhaber nennen, in fast allen Sprachen, den alten wie den modernen, den gleichen Lautklang hat. Im Griechischen heißt er *vinos*, im Lateinischen *vinum*, im Arabischen *weinon*, im Französischen *vin*, im Englischen *wine* usw.

Im Beginn der römischen Republik war der Genuß des Weines den Frauen streng ver-boten. Romulus hatte den Ehegatten die Er-laubnis gegeben, ihre Frauen zu verstoßen oder sie sogar zu töten, wenn sie sie beim Weintrinken ertappten. Valerius Maximus berichtet von dem Römischen Konsul Metellus, daß er, als er von dieser Erlaubnis Gebrauch machend, sein Weib tötete, vom Gründer Roms freigesprochen wurde. Fabius Victor erzählt, daß die Eltern einer jungen Römerin diese einpernten und verurteilten ließen, weil sie mit Gewalt einen Kasten, der Wein enthielt, geöffnet hatte. Die Römer waren so gewissen-haft in der Befolgung dieses Gebotes, daß sie, einem Kate Calos folgend, die Frauen um-armten und küßten, wenn sie in ein Haus tra-ten, um an ihrem Kiem herauszufahren, ob sie sich auch nicht gegen das Verbot vergangen hätten. Mit der Zeit lockerten sich diese harten Bestimmungen, bald mäßigten die Frauen in Luxus und Ausschweifung mit den Männern und nahmen sich bei jeder Gelegen-heit die gleichen Rechte.

Den Türken hatte ein Gesetz des Mohammed ben Sauf des Weines verboten. Aber dieses Gesetz wurde nur von dem einfachen Volke beachtet, während die großen Herren, wie das bis zum heutigen Tag geblieben ist, immer irgend einen Grund fanden, sich von unbeque-men Bestimmungen freizumachen. Der erste Sultan, der sich am Wein betraufte, war Amurat IV. Man erzählt von ihm eine hübsche, kleine Geschichte. Eines Tages ging der Sultan durch die Straßen Konstantinopels und wurde von einem Türken angerempelt, der ihn wie feinesgeleichen behandelte. Man erklärte dem hohen Herrn, daß er dieses Be-nahmen ungehalten war, daß der Mann be-trunken sei. „Weißt du, daß ich der Sultan bin?“ fragte er ihn. „Und weißt du, daß ich Berg Mustafa bin?“ fragte der Trunkene unbehindert. „Wenn du mir Konstantinopel verkaufen willst, so sage es, ich kaufe die ganze Stadt, und dann wirst du Mustafa sein und ich der Sultan.“ „Womit willst du ammeiger Wicht wohl Konstantinopel kaufen?“ rief der Sultan ärgerlich. „Womit? Das tut nichts zur Sache! Wenn du noch ange redest, kaufe ich dich dazu, denn du bist ja nichts anderes, als der Sohn einer Sklavin.“ Amu-rat konnte sich von seiner Verblüffung kaum erholen, er ließ den Betrunkenen in seinen Palast bringen, wartete, bis er wieder bei Sinnen war, und nahm ihn dann in ein Kreuzverhör. „O Herr“, rief Mustafa, „wenn Ihr den Zustand kenntet, in dem ich mich vor wenigen Stunden befand, Ihr würdet ihn der Herrschaft über das Weltall vorziehen.“ Amu-rat, der neugierig war, die Wirkung des Weins auszuprobieren, ließ sich Mustafa nicht zu viel gesagt hatte. Er befiel den Mann fortan bei sich, machte ihn zu seinem besten Freunde und ließ keinen Tag vorübergehen, an dem er sich nicht gemeinsam mit ihm betraufte.

„Der Wein ist die Milch der Alten“, so sagen die Leute, die ihn verteidigen. Dregelius, ein deutscher Jesuitenpater, war anderer Meinung. Er sagt, daß ein starker Wein einem durch Alter oder Krankheit geschwächten Magen schädlich sei. Zwischen dem Magen und der Nahrung, die man ihn zuführt, müsse ein sol-ches Verhältnis sein, behauptete er, daß die Hitze des einen nicht die des anderen über-steige. Ein guter Wein und ein schlechter Magen würden sich niemals miteinander ver-tragen. Aber dem gelehrten Pater zum Trost glaubt alle Welt, daß ein guter, alter Wein die Tugend habe, einen verdorbenen Magen wie-der in Ordnung zu bringen, und das ist eine so alte, vorzügliche und eingebürgerte Meinung, daß es tatsächlich unmöglich ist, an ihrer Stelle den Grundfalsch herrschen zu lassen: *vinum potens, vinum nocens*.

Der erste Wein, den man in Frankreich rühmte, war der Wein von Suresnes. König Heinrich IV. erhielt ihn zum Geschenk und lobte ihn außerordentlich in einem Brief, der heute noch aufbewahrt wird. Allein die Ein-wohner von Suresnes verdarben den guten Ruf ihres Weines. Um eine größere Weinmenge zu erzielen, verfehlten sie nach und nach die Weinstöcke und wandelten eine Kultur an, die der Pflanzung schadete, und der Erfolg war ein Krücher, den kein Mensch trinken mochte. Dem Wein von Suresnes lief der Wein von Bourgogne den Rang ab, und zwar hatte er seine Beliebtheit einer Rogenerkennung Ludwigs XIV. zu verdanken, die dessen Beis-atz Fagon mit Bourgogner Wein erfolgreich kurierete. Gegen Ende der Regierungszeit dieses Fürsten kam dann der Champagner in Mode. Er wurde durch eine Gesellschaft von Beileuten eingeführt, die sich um den Herzog von Vendome gruppiert hatte. Einer von ihnen, mit Namen Silverer, besaß Weinberge in der Champagne, und erwarb es, der seinen Wein zum Liebling aller machte. Doch bald darauf wandte sich das Blatt und von neuem. Ein Einwohner von Bordeaux war zu geschickt, die Reklamekommission für den Wein seiner Hei-mat zu rühren, und so kam es, daß ein guter, alter Bordeaux vielen Weinreuben in der ganzen Welt köstlicher munde, als der beste Champagner.

Ehemals waren auch die Weine von Nantes sehr geschätzt. Der Kaiser Julian Apostata rühmte sie hoch. Was sie so begehrt machte, war die Eigenschaft, daß sie niemals verdar-ben, mochte man sie auch in das entfernteste Land transportieren. Der Römer Rubricius, der von dem französischen König Ludwig dem Heiligen als Missionar zum König der Tan-